

ESER AKTAY

Das Segensmahl

Die Schlange vor dem Eingang des Clubs reicht vom Vorplatz bis zur Ludwigsbrücke, über die ich gekommen bin. Ich nehme den letzten Schluck von meinem Bier, das ich auf dem Weg getrunken habe, stelle die Flasche neben einen Mülleimer und mich zu einer Traube von Männern auf dem Vorplatz. Die Isar strömt unter uns hinweg. Ein kühler Wind streicht über die Dächer Münchens. Die Nacht ist mild und der Regen noch warm auf den Straßen. Männer mit Bart, Männer mit Glatze, junge Männer, alte Männer, Männer in Hemden, Männer in T-Shirts, Männer mit Ohrringen und Muskelmänner versammeln sich vor den alten Gemäuern. Ich stecke meine Hände in die Hosentaschen der Jeans und beobachte sie. Einer von ihnen wird heute meine Belohnung sein. Wie so oft am Ende einer anstrengenden Arbeitswoche. Ein Mann gefällt mir sofort. Er steht weit vorne. In einer Hand hält er eine Zigarette. Er ist etwa einen Kopf größer als ich, trägt einen rotbraunen Dreitagebart. Der Mann nimmt einen Zug von seiner Zigarette und sieht sich um. Unsere Blicke treffen sich. Er lächelt. Ich lächle. Der Mann zieht erneut von seiner Zigarette, schnippt sie auf den nassen Boden und macht eine Kopfbewegung in Richtung Clubeingang. Ich nicke ihm zu, bevor er im Club verschwindet.

Die Gänge sind dunkel, aber ich weiß genau, wo ich hinwill. Ich setze mich auf einen Hocker an der Bar. Der Barkeeper begrüßt mich mit einem Handschlag. Ich bestelle ein Bier. Sobald er es mir hinstellt, schütte ich es in mich hinein und bestelle bei ihm ein weiteres. Auch das zweite schütte ich in mich hinein. »Harte Woche?«, fragt er. Ich nicke und schiebe ihm die leere Flasche entgegen. Dann drehe ich mich um und suche den Mann mit dem rotbraunen Bart. Ich werfe einen Blick auf die Tanzfläche, kann ihn jedoch nicht entdecken. Vielleicht ist er auf der Toilette?

»Na?« Ein Mann mit blonden Locken stellt sich neben mich. »Du bist ja ein sexy Macho«, brüllt er und fährt mit seiner Hand

durch mein schwarzes Brusthaar, das aus dem T-Shirt lugt. »Ich stehe auf Südländer wie dich.« Ich verdrehe die Augen, ducke mich weg und bewege mich auf die Tanzfläche. Der Beat wummert. Ich beginne mich zu bewegen. Neben mir schwitzen Männer, bewegen sich zum Bass, verhaken sich ineinander. Ich versuche mich zu entspannen. Ich schließe die Augen und konzentriere mich auf den Rhythmus. Ich bewege meine Schultern, meinen Kopf, meine Beine. Ich öffne die Augen und sehe mich erneut um. Der Mann mit dem rotbraunen Dreitagebart steht neben mir. Er wippt zum Beat. Dabei sind seine Ellenbogen dicht an seinem Oberkörper. Er dreht sich zu mir. Er grinst, er glitzert, er sieht mir in die Augen. Ich streiche ihm über die Wange, ziehe ihn an mich und küsse ihn. Einfach so. Er erwidert meinen Kuss. Ich nehme ihn bei der Hand und ziehe ihn weg von der Tanzfläche, hin zur Bar. Dort will er mir etwas sagen, ich verstehe ihn nicht und es ist mir egal. Ohne zu zögern, drücke ich meine Lippen erneut auf seinen Mund. Und er lässt es geschehen.

Am nächsten Morgen liegt er neben mir. Sein Körper ist zur Hälfte in eine weiße Decke gewickelt, die auch meine Beine bedeckt. Es ist ein später Samstagvormittag. Einige wenige Pflanzen stehen auf dem Parkettboden, ein paar auf dem Fensterbrett in der Sonne. Gegenüber von uns befindet sich ein Schreibtisch, über dem einige Postkarten kleben. »Proud to be gay« steht auf einer. Auf einer anderen sind zwei muskelbepackte Polizisten abgebildet, die sich küssen.

Etwas vibriert. Der Mann mit dem schönrostbraunen Bart dreht sich schlaftrunken weg. Seinen Namen habe ich vergessen. Ich starre die Decke an und versuche mich nicht zu bewegen.

Wieder vibriert es. Ich stehe auf und folge dem Geräusch. Es kommt von meiner Jeans, die mit anderen Kleidungsstücken durcheinander auf dem Boden vor dem Bett liegt. Ich greife in die rechte Hosentasche. Ich bin überrascht über den Namen auf meinem Handydisplay: Baba ruft an.

Ich schlüpfte in meine Unterhose, schleiche in den Flur, und in das Bad, das sich in der kleinen Wohnung schnell finden lässt. Während das Handy in meiner Hand noch immer vibriert, versuche ich

mich daran zu erinnern, wann wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben. Ich schließe die Tür und setze mich ans Fenster.

»Hallo?«

»Hallo!«

»Ne yapıyorsun?«, fragt er, als hätten wir uns erst gestern unterhalten.

»Nichts«, sage ich. »Ist etwas passiert?«

»Hayir.«

Dann höre ich ihn in einem Atemzug Anlauf nehmen. »Ben sadece sana söylemek istedim: Wir werden deiner babaanne die letzte Ehre erweisen.« Seine Stimme klingt ruhig und bedacht. »Ihr ein hayır yemeği bereiten.«

»Kann ich dich später zurückrufen?«, frage ich.

»Evet.«

Wir legen auf. Babas Worte lassen mich innehalten. Babaanne. Einen kurzen Moment versuche ich mir ihr Gesicht ins Gedächtnis zu rufen. Es wirkt verschwommen. Ich öffne das Fenster des fremden Badezimmers. Ich atme tief ein. Ich blicke hinunter in den Hof. Dort steht ein kleiner Junge vor einem Hauseingang. Ein Mann kommt mit einem Kinderwagen aus der Tür. Der Mann setzt das Kind in den Wagen. Es lacht. Sein Lachen tönt bis zu mir ins Badezimmer. Dieses Mal mache ich es anders, denke ich, und schließe das Fenster.

—

Ich setze den Rucksack auf, schnalle ihn fest, sperre die Haustür ab und eile zur U-Bahn. Der Flug nach Izmir geht um fünf.

Am Flughafen angekommen, gebe ich mein Gepäck ab und stelle mich hinter die Menschenschlange, die sich vor den Sicherheitskontrollen gebildet hat. Männer und Frauen in Uniform stehen vereinzelt herum, beobachten die Fluggäste.

Ich schwitze.

Brille? Aufgesetzt.

Frisch rasiert? Ich taste meine Wangen ab.

Ordentlich angezogen? Das gebügelte Hemd spüre ich auf meinen Schultern.

Eine Frau dreht sich zu mir. Sie trägt ein dunkelblaues Kopftuch und einen schwarzen, bis zum Hals zugeknöpften Cardigan. In der rechten Hand hält sie einen Stoffbeutel, ihre linke Hand umklammert einen kleinen bunten Koffer. »Pardon, bu uçak İzmir'e uçuyor mu?«, fragt sie mich und zeigt auf die Anzeigetafel über uns. »Evet«, sage ich. »Bu-, burada sır-, siraya girme-«

»Du bist hier geboren«, unterbricht sie mich. »Ich höre das an deinem Türkisch.« Ich werde rot und wende mich ab.

Am Gate angekommen, setze ich mich auf den Boden. Ich lehne mich an die dicke Glasscheibe, die die Reisenden vom Flugzeug trennt. Mein Herz pocht. Ich versuche mich daran zu erinnern, wann ich das letzte Mal in der Türkei war. Wann war der letzte Besuch in dem Dorf, in dem meine Eltern aufgewachsen sind? Ich zähle die Jahre meiner Abwesenheit, bringe sie jedoch nicht zusammen. Dabei erinnere ich mich an babas Worte, die ich aus meiner Kindheit kenne. Ich habe sie abgetan, als wären sie nichtig in einer bayerischen Kleinstadt auf dem Weg zum Abitur. »Du musst wissen, wo du herkommst«, sagte er, »sonst weißt du nicht, wohin du hingehen willst.« Babas Worte werden lauter, sie bekommen eine Dringlichkeit.

Im Flugzeug schnalle ich mich an. Der Gurt drückt in meinen Bauch. Ich lehne mich zurück und warte darauf, dass die Maschine die Landebahn verlässt. Ich bin müde, aber schlafen kann ich nicht.

—

In Izmir setze ich mich in ein kleines Café im Flughafen. Ich bestelle Çay. Anne und baba sind zu spät, so bleibt mir noch ein wenig Zeit für mich, um durchzuatmen. Am Tisch neben mir sitzt eine Frau mittleren Alters. Sie trägt eine weiße Bluse und eine schwarze elegante Hose. Ihre Lippen sind rot geschminkt, die langen schwarzen Haare streifen ihre Schultern. Die Frau telefoniert. Sie spricht laut. Ihr Türkisch ist weich und melodisch, ihre Worte, sie fließen.

Ich wünsche mir, genauso sprechen zu können wie sie. Oft setze ich die Bausteine eines Satzes in meinem Kopf zusammen, spreche

ihn erst aus, wenn ich mir sicher mit der Betonung bin. Wenn Verwandtschaft aus der Türkei in Almanya zu Besuch war, traute ich mich nicht, mit ihnen zu sprechen. Wenn ich auf einer der zahlreichen türkischen Hochzeiten war, dann saß ich stumm am Esstisch. Bei den wenigen Malen, die ich während meines Studiums zu Besuch am Bodensee war, sagte baba immer wieder zu mir: »Rede Türkisch mit mir. Du kannst das, du musst es nur machen, dann wird es sich verändern.« Ich spürte sein Unbehagen. »Du kannst das«, versuchte er mich zu ermutigen. »Wir müssen es nur öfter üben.« Er fragte mich zuhause: »Was heißt ›Kissen‹ auf Türkisch? Was heißt ›Deckenlampe‹?« Er fragte mich im Supermarkt: »Was heißt ›Ananas‹? Was heißt ›Trauben‹?« Er fragte mich beim Spaziergang: »Was heißt ›Wolke‹? Was heißt ›Himmel‹? Was heißt ›Erde‹?« Einmal, ich war im Zimmer nebenan, da hörte ich anne zu baba sagen: »Sein Türkisch –, es ist gebrochen. Du kannst es nicht reparieren. Du musst ihn lassen.«

Der Çay tut gut. Er beruhigt mich.

Noch vor wenigen Stunden war ich in meinem Leben, das sich um meine Karriere dreht. In dem ich mir Strategien für irgendwelche CEOs überlege, Modelle entwickle, um Firmen einen Grund zu geben, ihre Angestellten zu entlassen. Nun sitze ich hier, trinke Çay, der nie in meinem Küchenschrank stand, und spüre eine Unsicherheit in meinem Nacken, die ich glaubte, vor vielen Jahren begraben zu haben.

Ich ziehe mein Handy aus der Hosentasche und lege es neben das Çay-Glas auf den Tisch. Ich öffne den WhatsApp-Chat mit baba. Dort steht fast nichts. »Kurban Bayramı kutlu olsun« oder »Doğum günün kutlu olsun«, das Übliche eben. Ich nippe am Çay-Glas. Kurz vor meiner Abreise hatte ich mit baba am Telefon gesprochen. »Um wie viel Uhr sollen wir dich abholen?«, fragte er mich. Seine Stimme klang aufgeregt.

»Gegen 19:00 Uhr Ortszeit müsste ich ankommen«, sagte ich.

»Tamam, anladım.« Baba legte auf, ohne Verabschiedung. Ich kenne es von ihm nicht anders.

»Bring mir ein Simit mit«, ruft ein junger Mann einem anderen hinterher, der in Richtung Theke geht. Sie müssten im selben Alter

sein wie ich. Der Mann am Tisch lässt einen bordeauxroten Reisepass, wie auch ich einen habe, in den Rucksack auf dem Stuhl neben ihm gleiten. Ich erkenne einen kleinen goldenen Adler darauf. Anne und baba hatten sich vor etwa zwanzig Jahren für die deutsche Staatsbürgerschaft entschieden. Anne erzählte mir, dass es für baba eine schwere Entscheidung war, die sich über viele Jahre gezogen hatte. Die Türkei, sagte anne, das sei Zuhause für baba gewesen: Die Feigen vom Baum neben unserem Haus, die Tomaten im Garten, die trockene Luft und das Plätschern des Wassers im Brunnen vor dem Haus von babaanne und dede. Aber es war anne, die sich sorgte. »Ich will nicht, dass unsere Kinder zurück in die Türkei müssen, um den Militärdienst zu absolvieren«, hörte ich sie eines Nachts auf dem Weg zur Toilette in der Küche am Telefon sagen. »Was passiert, wenn wir nicht mehr nach Almanya einreisen können? Und wir unser Leben hier aufgeben müssen?« Viele Monate später fuhren wir nach München zum türkischen Konsulat. Baba zog eine Nummer. Wir warteten in einem Raum mit zu vielen Menschen und zu wenig Stühlen darauf, aufgerufen zu werden. Zwei junge Männer saßen wenige Meter neben uns. Einer der Männer wurde aufgerufen. Er verließ den Raum. Kurze Zeit später kam er mit einem Stapel Papiere zurück. Er setzte sich zu seinem Begleiter. »Die Frau hat mit mir Türkisch gesprochen«, sagte er und ich konnte die Sorge in seiner Stimme hören. »Ich habe kein Wort verstanden!«

Mein Handy klingelt. Es ist baba. »Dışarıda bekliyoruz«, sagt er schnell und legt auf. Ich springe auf, lasse den halb ausgetrunkenen Çay auf dem Tisch stehen und renne zum Ausgang des Terminals.

—

»Ich kann gar nicht glauben, dass du gekommen bist«, sagt anne auf dem Beifahrersitz. Baba sagt nichts. Er konzentriert sich auf die Straße. Baba ist elegant gekleidet. Kurzärmeliges Hemd, lange Hose. Ich kenne ihn kaum anders. Obwohl seine Haare grau geworden sind, wirkt er jünger als viele andere Männer in seinem Alter. Anne trägt eine hellblaue Jeans und ein rotes T-Shirt. Sie liebt kräftige Far-

ben, besonders Gelb, Rot und Grün. Ihre schwarzen Locken hat sie zu einem Dutt zusammengesteckt.

Es dämmt. Ausgedörrte Gräser ziehen an uns vorbei. Zwischen ihnen vereinzelt Bäume, die ihre grüne Farbe in der Hitze verloren haben. Seit etwa einer halben Stunde sitze ich im Auto und wir haben kaum ein Wort miteinander gesprochen. Meine Hände sind schwitzig. Ich lege sie auf meine Knie und versuche mich dabei zu entspannen. »Was muss noch erledigt werden?«, frage ich, um die Stille zwischen uns Dreien zu überbrücken.

»Wir hatten viel zu tun.« Die Antwort kommt nicht etwa von anne, wie ich es erwartet hätte, sondern es ist baba, der spricht. Sein Blick im Rückspiegel bleibt kurz an mir haften. »Die letzten Tage haben wir damit verbracht, einen Koch zu finden. Einen dede haben wir nicht gefunden, wir haben die ganze Provinz abgesucht.« Er wischt sich ein paar Schweißperlen von der Stirn. Ich sehe seine Augenlider in den Schoß fallen. »Vergeblich. Und noch immer muss einiges erledigt werden. Tische und Stühle müssen aufgebaut, Zutaten für das hayır yemeği in der Stadt abgeholt und-«

»Der Großteil ist erledigt«, unterbricht ihn anne. Ihre Stimme wirkt sanft und beruhigend. »Morgen Abend werden wir über die Nacht mit Freunden und Verwandten gemeinsam kochen, und am darauffolgenden Morgen mit der Dorfgemeinschaft speisen. Danach haben wir noch zwei Tage, um uns auszuruhen.«

Die Traditionen der Aleviten sind mir noch ferner als meine Eltern, die Türkei und das Dorf, in dem ich die Sommer meiner Kindheit verbracht habe. Ich habe nicht den Mut, anne und baba danach zu fragen. Nicht jetzt, nicht hier, nicht nachdem wir uns so lange nicht gesehen haben.

Anne auf dem Beifahrersitz und baba am Steuer. Ein Bild, das ich aus meiner Kindheit kenne, aus meiner Jugend und als junger Erwachsener. Jedes Mal, wenn baba und anne, meine beiden Brüder und ich mit dem Auto zum Einkaufen, ins Schwimmbad oder in die Türkei gefahren sind, saßen wir an denselben Plätzen: Baba links vorne, eine Hand am Lenkrad, die andere auf seinem rechten Oberschenkel, stets bereit, die Kupplung zu betätigen, und anne neben ihm, auf ihrem Schoß die kleine Handtasche aus schwarzem

Kunstleder, die sie auch heute bei sich trägt. Ich sitze hinter anne auf der Rückbank und stelle mir meine beiden Brüder neben mir vor. Mein kleiner Bruder links von mir in der Mitte, mein großer Bruder neben ihm, hinter baba.

Meine beiden Brüder sind in Deutschland geblieben. Beide haben wie ich wenig Kontakt zu anne und baba. Über die Jahre sind wir uns fremd geworden. Wie alte Freunde, die mit einem aufgewachsen sind und denen man über viele Jahre nicht begegnet ist. Mein großer Bruder kommt anne und baba nur selten besuchen. Er führt ein völlig anderes Leben, als ich es tue. Er ist verheiratet und erwartet bald sein erstes Kind. Und mein kleiner Bruder war derjenige, der mich aus dem Nichts anrief, mich am Telefon fragte, nicht verstehend, warum ich nach all den Jahren in das Dorf fahren wolle. Ich schluckte, konnte nicht aussprechen, was ich mir erhoffte, und sagte, ich müsse das tun, jetzt oder nie. Und am anderen Ende der Leitung sein Seufzer, groß und laut. Mein Blick wandert von den leeren, dunkelblauen Sitzpolstern nach draußen. Der Himmel hat sich rosa gefärbt. In wenigen Stunden werde ich im Dorf unserer Kindheit sein, nur ich, ohne meine beiden Geschwister. Nur anne, baba und ich.